

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

11]

Roman von M. E. de l'le Grazie.

Unterdes wandelte Volette immer tiefer in den Park hinein. Alleen und Boskett's lagen schon im violetten Grau der Dämmerung, Amseln und Drosseln sangen ihr Abendlied. Von der Höhe des Schloßturmes herab kam das monotone Geknarr des Wetterhahns. „Sollt' auch wieder einmal geölt werden, der alte Kerl“, dachte sie. Aber mein Gott! Sie hatte ja an so vieles nicht gedacht während der letzten Jahre! Hier, gerade unter der alten Linde war sie zum erstenmal schwach geworden, hatte es dem Diener gestattet, einen heißen Augenblick ihrer überreifen Jugend in gemeiner Weise auszunützen. Sie hatte ihn geliebt, aber — er? Wer solche „Rechnungen“ machen, so planmäßig auf den Ruin des Weibes hinarbeiten konnte, das sich ihm arglos ergeben — hatte der jemals geliebt? Es war nicht zum erstenmal, daß sie sich diese Frage vorlegte. Aber noch nie hatte sie diese Frage mit einer solchen Genugtuung verneint. Das wollte sie ihm jetzt zurückzahlen, ihm zu verstehen geben, daß auch sie mit ihm bloß ihr — Spiel gehabt, trotz alledem! Waren das nicht schon seine Schritte hinter ihr? Da machte er sich an sie heran, wo er sie zum erstenmal im Arme gehalten. Wie wenig geschmackvoll, diese Sentimentalität. Wenigstens von dem Mann in ihm hatte sie besser gedacht. Alles eins! Er hatte sie an der Kandare gehabt — nun griff sie zur Peitsche.

Schritt um Schritt kam er näher; sie tat, als merkte sie nichts, wandelte gelassen und ruhig ihres Weges, das Antlitz dann und wann mit einem blühenden Kirschenzweig kühlend, den sie unterwegs abgenickt. Es tat ihr so wohl, dieses kühle, taunasse Geriesel, jetzt wo die Flammen einer verspäteten Scham immer mächtiger in ihr Antlitz schlugen.

„Fassung — Fassung!“ dachte sie. Schon zwei Tage hatte sie über die beste Art nachgedacht, mit dem lästigen Majordomus zu brechen, sich allerlei Worte, Vorwürfe, Rosen zurechtgelegt. Seit ihr die vornehmliche Noblesse Miettes wieder gezeigt, was „Haltung“ sei, erschien ihr dies alles plötzlich pöbelhaft. Wenn sie dachte, wie der Unterweger anfangs immer vor ihr gestanden. Die Haden zusammengeklappt, Kopf und Schulter devot nach vorne geneigt. Seine Eltern waren Bauern gewesen. Ihm hatte ein wildes Reiterleben die Günst einiger Kavaliere gebracht. Durch einen war er an Volette empfohlen worden, und sie nahm ihn — ahnungslos, daß sie mit dem kaum freigewordenen Bauernsohn ihren Herrn ins Haus genommen. Ein paar Blicke vagen Wohlgefallens, die sie über seine prächtige Gestalt gehen ließ, hatten ihm die Wallungen ihres Blutes verraten. Von da an war sie in seiner Hand; denn er kannte die Weiber! Wie ein Wild jagte er sie zwischen den eigenen Begierden umher, bis sie mit dem Schrei eines brünstigen Rehens in seinen Armen zusammenbrach . . . damals!

Hatte sie seither eine einzige frohe Stunde gehabt? Wilde Nächte, die Orgien einer Liebe, die sie über Scham und Reue hinweglachen lehrte. Denn er kannte die Liebe bis in ihre letzten Tiefen. Und Volette hatte zuweilen die Empfindung, daß ihre physische Erniedrigung für ihn noch ein besonderer Kitzel war. Die nachgeholtte Rache eines — Bauers. Und sie hatte sich geduckt und immer kleiner und kleiner gemacht. Aus der Herrin war die Leibeigene geworden. So lang ihre Sinne nach ihm schrien. Nun fühlte sie mit einem fast körperlichen Behagen alle Regungen ihrer Rasse wieder lebendig werden. Bis zu der Art, wie sie jetzt vor ihrem „Diener“ einherging, war sie wieder die Erbtöchter der Grafen Hartacker. Und da sollte sie sich die Mühe nehmen, erst nachzudenken, wie man so einen Kerl am besten los wurde? „Wie ridicule!“ (lächerlich) dachte sie, „das kommt Unfernein von selbst, wenn der Augenblick da ist!“

Er lief noch immer hinter ihr her. Ob er es wagte, sie anzurufen? Wie früher, wie — einst? Nein. Nur seine Schritte wurden immer rascher, sein Geknarr immer lauter. Ueberhaupt dieses Geknarr . . . Sie schloß die Augen, um nicht weiterzudenken. Ein Ekel kroch an ihr herab.

Endlich war er an ihrer Seite. „Du läßt Dich heute suchen“, begann er. Es sollte ein Wortwurf sein, wurde aber nur ein verlegenes Lachen.

Sie wandte ihm das Antlitz zu, ohne stehen zu bleiben, Ueber die Schulter sah sie nach ihm zurück. „Weil ich mich nicht von jedem finden lassen!“

Er blieb stehen, wie vor die Brust gestossen: „Wirklich?“ Aber nein, es konnte ja nicht ihr Ernst sein, auch diesmal nicht! Auf wie viel Szenen hatten diese alten Bäume nicht schon herabgeschaut? Und immer war er der Herr geblieben! Er kannte die Tollheiten des Weiberblutes. Bald brauchte es Zärtlichkeiten, bald Sturm. Was ein ganzer Mann war, behielt zuletzt doch immer Recht.

Sie ging weiter, leicht, gemessen, ohne einen Blick für ihn zu haben. Was blieb ihm übrig? Hinterdrein laufen mußte er doch! Aber — es galt ja bloß den Versuch! Seine Knieer knirschten aneinander, seine Hand legte sich um ihren Arm. . . . „Lollo!“

„Werden Sie nicht zudringlich“, herrschte sie ihn an. „Zudringlich, ich?“ Er blinzte sie an, versuchte zu lächeln, kam sich aber plötzlich unsäglich albern vor. Was geschah denn da mit ihm? Diese braungoldig funkelnden Augen hatten ihn doch schon so oft ungnädig angeblickt. Heute war aber ein Sohn darin, eine Ueberlegenheit, vor der der einstige Bauernjunge ganz blöde wurde. „Wie in meinen dümmsten Tagen“, dachte er. Und noch einmal empörte sich der Mann in ihm.

„Wenn ich auch nicht deinesgleichen bin“, fuhr er auf. Sie gab keine Antwort, schritt weiter. Etwas rascher als früher, aber er war zu aufgeregt, um den eigentlichen Grund dieser Eile zu erkennen. Und während er glaubte, daß sie der Szene ausweichen wolle, führte sie ihn wie einen Blinden auf einem Umweg wieder nach dem Schlosse zurück, in die Nähe ihrer „Leute“. „Bis wir dorthin kommen, wird er gerade besinnungslos genug sein“, überlegte sie. „Dann laß ich ihn hinauswerfen oder dem Justitiar übergeben. Treibt er's aber allzuarg, verlang' ich ihm die Rechnungen ab.“

Auch in diesem Punkt war Volette ihrer Sache vollkommen sicher. Zwei Jahre war es her, daß sie keinen Blick in die Bücher geworfen. Seit dem letzten Halbjahr aber hatte sie ihn unter scharfer Kontrolle gestellt; selbst heimlich Rechnung geführt über alles; da und dort nachgeforcht. Bis sie mehr wußte, als ihr lieb war. Und er hatte keine Ahnung davon!

„Volette“, schrie er plötzlich auf. Zugleich versuchte er, ihr den Weg zu vertreten.

Es ist gut, dachte sie. Dort sind schon die Ställe. Wenn ich den Reitknechten pfeif, kommt einer mit, den er noch nicht einmal gesehen. Kann das ein Spaß werden! Vorerst aber wollte sie natürlich alles tun, um den Eklat zu vermeiden. Nicht ihretwegen. Bloß um Miette die Freude zu verderben.

Sie blieb stehen, maß ihn von oben bis unten. „Will er durchaus seine Rechnungen anbringen. Mein Amtmann hat schon Auftrag, sie durchzusehen!“ Sie lächelte.

Er wurde bleich bis an die Lippen. „Also das?“ stieß er hervor. Seine Lider quollen auf, in die dunklen Augen trat ein rötlicher Schein. „Nun macht ihn das Blut toll!“ dachte sie, „wie damals mich!“ Erhobenen Hauptes schritt sie an ihm vorüber.

Als sie in den Hof trat, lief ihr der Rentmeister über den Weg. Nicht so ganz absichtslos, wie ihr schien. Wahrscheinlich hatte er den anderen in den Park schleichen gesehen und sich ihretwegen Sorgen gemacht.

„Ich hab' doch brave Leut'“, dachte sie und blieb stehen. Ohne eine Miene zu verziehen, sprach sie ruhig: „Ich hab' dem Unterweger soeben seine Entlassung gegeben. Von heut' an hat er das Gest, bis ich wieder einen Verwalter nehm'. Schau er, daß alles in Ruhe vor sich geht. Ja, und was ich noch sagen wollt'. . . . Wenn's dem Unterweger einfallen sollt', G'schichten zu machen, nehm' er ihm die Rechnungen ab.“

Der Rentmeister fraute sich eine Weile hinter dem Ohr, noch immer sichtlich besorgt. „Wird es nicht am besten sein, ihm die Rechnungen auf jeden Fall abzunehmen?“ meinte er endlich. „Bloß damit wir was in Händen haben?“ Er sagte es in gewohnter Devotion, sah aber nicht ohne eine gewisse Verlegenheit zur Seite.

Dolette überlegte eine Weile. Schließlich nicht sie dem alten Diener zu. „Ihm fällt doch immer das Richtige ein! Und, nit wahr? Schließlich sind's ja auch unsere Bücher!“

Der Rentmeister rieb sich vergnügt die Hände. „Das ist es ja, Euer Gnaden!“

„Also!“ Mit einem huldvollen Gruß schritt sie die Freitreppe empor.

Als es dunkelte, sah der neue Stallbursch einen breit-schultrigen Mann aus dem Park schleichen. Das Haupt tief gesenkt, die Hände auf dem Rücken, schritt er verstört nach dem Wirtschaftsgebäude.

„Der muß es sein“, dachte der Bursch, als er den vor Kurzem noch so Mächtigen aschgrau und schattenhaft vorübergleiten sah. Den ganzen Tag hatte er sich gewünscht, dem zu begegnen. Nun tat er ihm fast leid.

„Dummer Kerl“, lachte er, „ich hätt' das anders angefangen!“

Dann half er dem Frieder beim Anschirren der Pferde. Gräfin Miette konnte leichten Herzens heimfahren.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

9)

Die Meisterin.

Von dem und jenem sprach der Joseph, was ihr und ihm höchst gleichgültig war. Wie ein Raubtier tat er, das seine Beute erst eintreibt, ehe es sich darauf stürzt. Und jäh wagte er den Sprung, der sie in seine Klauen bringen sollte: Mitten hinein, ganz ohne Zusammenhang mit dem anderen, fragte er, ob sie noch Verwandte habe.

Dabei schielten seine glimmenden Augen, die etwas von dem Blick einer auf der Lauer liegenden Rahe hatten, von unten her zu ihr hinüber. Keine Veränderung in ihrem Gesicht wäre ihm entgangen; aber es blieb hart und unbewegt.

Sie habe niemand!

„Ich dachte halt nur so . . . vielleicht von des Meisters Seite her!“

Ein leises Zucken in den dicht zusammengezogenen Brauen verriet ihm, daß der Dieb sah.

„Nein . . . niemand!“

Behrend und scharf klangen ihre Worte. Sie wußte nun, worauf er hinaus wollte.

„Warum?“ fragte sie plötzlich.

„Ich dachte nur!“

„Was es da schon zu denken gibt!“

Ihr Spott reizte ihn, und es kam ein Drohen in seine Worte.

„So mancherlei halt gibt einem manches zu denken!“

„So? Ihr seid doch sonst kein Freund vom Denken!“

„Auf meiner Wanderschaft, wo's gewesen is, weiß ich nicht mehr, hab ich amal einen Nothher kennen gelernt. Er war auch Tischler!“

Sie fühlte seinen lauwendenden Blick und wich aus:

„Da gib't ihr' genug, mehr als zuviel!“

„Freilich, freilich gib't ihr' genug“, meinte er und seine Augen glühten von der Seite her sie tüchtig an, „manchmal is einem grade od einer schon zuviel!“

Sie zuckte unter dem Schlage, und einen Augenblick wandelte heimliche Schwäche sie an: dem ein Ende machen, fortlaufen, tot sein. Krampfhaft umklammerte sie den Bord des Küchentisches.

Jäh aber rissen Stolz und Wille sie wieder empor, und, dicht vor den Gesellen hintretend, wie es ihre Art war, wenn es etwas auszufechten galt, nahm sie den Kampf auf:

„Heinrich hieß er auch, gelt?“

„Nu ja . . . und aus Birrwitz war er!“

Sein Blick vermochte sie nicht zu beirren, so stehend er auch war, und sie höhnte:

„Freilich, freilich war er von hier!“

„Und zerlumpt war er . . . und verkommen ist er . . . und krank ist er auch, der alte Mann!“ erregte sich der Gereizte. „Und seine Frau lebt einen guten Tag und tut sich nicht kümmern um ihn, auch nicht 'n Bissel . . . die . . .!“

Immer hitziger, immer lauter war er geworden, und seine schwarzen Augen glühten.

Aber nicht um Haarebreite war sie vor seinen Anklagen zurückgewichen. Kalt, finster, regungslos wie aus Stein hielt sie ihm stand, und in ihren starren Augen, die nicht abließen von ihm, war ein unheimliches wildes Drohen.

„Warum bleibt Ihr denn bei so einer Schledten! Geht doch, frag't aus unter die Deutel! Od kommt mir nimmer ins Haus, gelt?“

Der Joseph lachte hämisch:

„Ich möcht gern amal sein, ob Sie's fertig kriegen, a Mann auf der Landstraße verreden zu lassen!“

„Was ich mit meinem Mann hab, geht niemand was an!“

„Jeden Menschen geht's was an! 's Herz im Leibe tut sich einem undrehn, wenn man ihn sieht!“

„Wie einer sich bettet, so liegt er!“

Hundertmal hatte sie, seit sie den Trinker und Fälscher aus dem Hause getrieben, diese harten Worte sich vorgefagt, um das brennende Mitleid in ihrem Innern zu betäuben, das dem Glenden folgte strafaus und strafab durch die Lande, Sommer wie Winter und ein Jahr ums andere. Und nun war es doch wieder in ihr heraufgebrochen bei den Worten des Gesellen. Bewegung kam in die Starrheit ihres Gesichts; es zuckte um den vernünftigen Mund, es zitterte in den Lidwinkeln der Augen, heimlich, dann stärker, und die steinernen Sterne bekamen eigen warmen Glanz, als wollte Leben in ihnen aufblühen.

Aber ehe der Geselle, geblendet von der eigenen unechten Empfindung, von diesen Veränderungen etwas wahrzunehmen vermochte, hatte sie sich wieder ganz in der Gewalt, und ihre Züge wurden reglos und hart wie zuvor.

„Und der Paul?“ fragte der Joseph hämisch, „geht den auch nichts an?“

Mehr aus dem Drohen in seiner Stimme als aus den Worten ermah sie, wie er es meinte, und wurde einen Schein gelber im Gesicht.

„Was tät der od sagen, wenn ers erführt!“

Da schrie die Gequälte auf in heiserer Not:

„Laßt mir meinen Jungen aus dem Spiel, Ihr! Meinem Jungen!“

Die Fäuste, die sie drohend ihm entgegenreckte, vor die Augen schlagend, brach sie auf dem Stuhl am Küchentisch zusammen.

Verdutzt hockte der Joseph auf der Fensterbank. Einen solchen Ausbruch hätte er bei der Frau, die er für herzlos und kalt gehalten, nicht erwartet. Ordentlich zurückgefahren war er, als sie so auf ihn eindrang.

Wie niederge schlagen lag die Meisterin mit dem Oberkörper über der Tischplatte, keine Faser regte sich an ihr, und nicht ein leisester Laut verriet, daß Leben und Bewußtsein in diesem Leibe war.

Der Joseph lachte hämisch vor sich hin. Er wußte, daß er die Frau nun in der Hand hatte und fühlte sich als Sieger. Nun sollte sie nur ihm das Wirtschaftsgehen verbieten und den Verkehr mit dem Schuster! Mochte sie sich schon nichts draus, wenn die Beute erführen, wie sie an ihrem Manne gehandelt hatte, so fürchtete sie doch, daß der Sohn etwas zu wissen bekomme.

Von der Seite her noch einen Blick auf die Reglose werfend, strich er, die Hände unter der von Leimsleden hart gewordenen Schürze in den Hosentaschen, durch die Küche zur Tür.

„Na, da gehn wir halt wieder arbeiten! Damit es hernacher nicht etwa heißt: man tut nicht für das Geld, was man nicht kriegt.“

So, nun wußte sie, wofür heute das die Rache war!

Und krachend schlug er die Tür hinter sich zu.

Seit dem Tage dieses Gesprächs nahm der Joseph ein anderes Benehmen der Meisterin und auch dem Paul gegenüber an: suchte er die Frau auf jede nicht allzu auffällige Weise zu reizen, so war er bemüht, den Sohn ganz für sich zu gewinnen. Er brauchte keine Heimlichkeiten mehr, wenn er in die Wirtschaftshäuser ging oder den Schuster besuchte; spät in der Nacht erst kam er oft in sibeler Stimmung nach Hause, und oft genug brüstierte er sich am andern Tage vor den beiden: wie gut er sich im Kreisdam amüsiert habe. Selten vergaß er, so, daß die Meisterin es hören konnte, eine Aufforderung an Paul beizufügen: „Du sollst wirklich auch amal mitkommen, 's tät Dir schon gefallen!“

Der lachte nur dazu mit einem verwunderten Seitenblick auf die Mutter: was die sich nicht alles gefallen ließ jetzt von dem Joseph! Das hätte sich sonst nur einer herausnehmen sollen!

Wenn er aber sah, wie verfallen und fahl sie wieder im Gesicht war, wenn er daran dachte, wie häufig jetzt immer die Magenkrämpfe wiederkehrten, wenn ihm die schwarzen Ringe unter ihren Augen stumm und doch deutlich von Schmerzen redeten, über die der Mund der Mutter nie klagte, da verstand auch der Jugendstriebe manchmal, warum sie dem Treiben des Gesellen zusah, ohne ihm Einhalt zu tun, und heimliche Sorge beschlich wohl mitunter sein Herz.

Aber sein leichtster Sinn, ein Erbteil vom Vater, der sich auch von dunklen Gedanken nicht gern beschweren ließ, schüttelte die Sorgen bald wieder ab, wenn der Joseph hinterher in der Werkstatt neue Geschnitten oder lustige Lieder zum Besten gab, und häufig genug hörte die Meisterin das helle, mckrige Lachen des Sohnes bis in die Küche herüberschallen.

Dann kam eine solche Angst, ein so tiefer Gram in das von den feinen Linien vorzeitigen Alterns ziselierete Gesicht, daß es ganz entstellt wurde, als gehörte es gar nicht ihr, und es geschah wohl manchmal, daß sie beide Hände vor das Gesicht schlug und heimlich still vor sich hinweinte. Nie war früher solche Schwäche über die energische, harte Frau gekommen.

Daß dem Joseph gegenüber ihr Wille, mit dem sie ebenso wie andere sonst auch selbst in der Gewalt hatte, schwach geworden, zum ersten Male schwach geworden war, konnte sie sich nie mehr vergeihen, und dies allein wäre für die Stolge schon Grund genug gewesen, sich den Menschen aus den Augen zu schaffen. Aber sie fühlte, wie ihr die Hände gebunden waren, und das Bewußtsein ihrer Ohnmacht war für sie noch viel kränfender, als der Gedanke an die schwache Minute vor dem Gesellen.

Sie hatte alles getan, was Menschen nur zu tun vermögen, um den Sohn an sich zu binden. Die Gebote Gottes, die Forderungen der Pflicht und des Blutes hatte sie aufgerufen, und es war ihr wohl gelungen, seinen Willen in Abhängigkeit von ihrem Willen zu erhalten, daß der Sohn in einer durch seine Jahre nicht mehr zu rechtfertigenden Kindlichkeit und Unselbständigkeit geblieben war. Auch seiner Liebe, die einzig ihr gehörte, meinte sie sicher zu sein, jetzt, nach Jahren heißen Ringens.

Und doch wußte sie nicht, wie er sich entscheiden würde, wenn der Joseph, zum äußersten getrieben, alles verriet! Sie war eine kluge Frau, die über die Dinge des Lebens nicht nur viel nachgedacht, sondern auch, von dem brutalen Schicksal gestoßen, sich mit manchem beschäftigt und darüber gelesen hatte, was Frauen ihres Standes sonst gänzlich fern liegt. Ihr scharfer Verstand, und noch mehr das gequälte Herz sagten ihr jetzt nur zu oft, daß alle ihre Erziehung doch nur eine ständige Gewöhnung gewesen sei, die mit einem Schlage unwirksam werden konnte, wenn das Herz ihres Kindes in Zweifel an der Reinheit und Güte ihres Willens und Handelns geriet. So viel vermochte sie der Einsicht ihres Sohnes nicht zuzutrauen, daß er die innersten Gründe dessen begreifen würde, was sie für ihn in bester Absicht getan, ohne an sich und an die Meinung der Leute zu denken.

So wurde sie von Zweifeln hin und her geschüttelt, und mit dieser Sorge, die die sonst so Selbständige völlig in die Hände anderer gab, stand wieder alles in ihr auf, was sie vor zwölf und mehr Jahren durchlitten um das Kind, um sich und nicht zum wenigsten um den Mann, dem anzugehören sie geschworen hatte vor Gott und vor sich selbst, und an dem sie gehangen mit allen Fasern ihres Herzens.

(Fortsetzung folgt.)

Kurpfuscherei und Geheimmittelschwindel.

Als der Norddeutsche Reichstag vom Jahre 1869 den § 144 der Reichsgewerbeordnung in der Fassung annahm, daß die für Medizinalpersonen bis dahin geltenden Sondervorschriften, durch die ihnen der Zwang zur ärztlichen Hilfeleistung unter Androhung von Strafe auferlegt war, zur Aufhebung gelangten, war damit gleichzeitig eine Entscheidung herbeigeführt, deren schwere, schädliche Folgen damals nur wenige vorausgesehen hatten. Für Deutschland, den Hort der medizinischen Wissenschaften für die ganze Welt, war der Zustand der Kurierfreiheit eingetreten; die Ausübung der Heilkunde oder richtiger gesagt des Heilgewerbes, zu dem die Heilkunde fortan in unzähligen Fällen erniedrigt wurde, war hiermit an staatlich nicht approbierte Personen freigegeben. Ein jeder, wenn er sich nur nicht einen Titel besetzte, durch den der Anschein erweckt werden sollte, als sei er eine approbierte Medizinalperson, durfte fortan ohne irgendwelche Kenntnisse und Vorbildung an kranken Menschen experimentieren, die seinen verhänglich-bedenklichen Versprechungen trauend, ihren der Heilung bedürftigen Leib dem Manne überließen, dessen durch Sachkenntnis nicht getrübtetes Urteil, durch wissenschaftliche oder Gewissenbedenken nicht beengte Tätigkeit ihnen so viel erfolgreicher erschien als die eines durch zahlreiche Prüfungen hindurch gegangenen Arztes, der — gleichviel ob er ein medizinisches Genie oder ein Durchschnittsvertreter seines Berufes sein mag, außer der jahrelangen Schulung in allen medizinischen Handgriffen die Kenntnis aller wissenschaftlich erprobten Heilmittel und Heilmethoden in die Praxis mitbringt.

Die Folgen der Kurierfreiheit zeigten sich bald in ganz Deutschland. Im Grunde war es die alte, aber ewig neu bleibende Geschichte in veränderter äußerlicher Gewandung: Seine Taschenuhr gibt jeder nicht ganz von der Vernunft verlassene Mensch nur einem Uhrmacher zur Reparatur und nicht dem Direktor einer Stiefel-Fabrik oder dem Steinträger, der die Ziegeln auf den Bau trägt. Die schabhaft gewordene Behauptung der sündigen Seele aber, deren möglichst lange Erhaltung uns allen doch mehr, als viele eingesehen wollen, am Herzen liegt, und Gegenstand der steten sorgenvollen Selbstbetrachtung, oft bis zur Form der selbstqualerischen, an Geisteskrankheit grenzenden Hypochondrie ist, geben Hunderttausende ohne Zögern Leuten zur Reparatur, die sich anmaßen, einen Weinbruch aus den Pupillen, eine Lungenentzündung aus der Beschaffenheit der Radenhaare diagnostizieren oder eine lebensgefährliche Krebsgeschwulst mit Kräutertee oder magischen Versprechungen kurieren zu können. Aus Gründen zwingender Natur nahm man zwar schon im Jahre 1874 den Kurpfuschern durch das Reichsimpfgesetz die Berechtigung zum Impfen und die Novelle zur Reichsgewerbeordnung vom Jahre 1883 unterlagte ihnen ferner die Errichtung von Privatkrankenhäusern und den stark ins Kraut schießenden Gewerbebetrieb im Umherziehen nach dem Vorbilde von Johann Andreas Eisenbart, der durch sein Auftreten für alle Zeiten zum Typus jener unwissenden Marktchreier geworden ist, die quacksalbernd die gefährlichsten Operationen unternehmen. In der Hauptsache aber blieb das Gewerbe der Kurpfuscherei unbehelligt; diese schädigten die Gesundheit des Volkes tief dadurch, daß sie das Publikum durch dreiste und maßlose Reklame davon abhielten, sich an studierte Aerzte zu wenden, und dazu veranlaßten, bei ihnen

Hilfe zu suchen. Auch der ersärend um sich greifende Geheimmittelschwindel begann das Publikum finanziell zu schädigen, da vom gläubigen Seelen Jahrtaus, ja hundert Millionen nutzlos für unwirksame Mittel und Instrumente (Vollstreuze, Salben zur Heilung der Taubheit usw.) zum Fenster hinausgeworfen wurden, die unter höchstönlichem Namen in den Handel gebracht wurden.

Wie es in der amtlichen Begründung des demnächst zur Beratung im Reichstag kommenden Entwurfes des Kurpfuschereigesetzes heißt, wurden — um nur ein Beispiel anzuführen — in Berlin im Jahre 1879 bei 1 100 000 Einwohnern nur 28 nicht approbierte Krankenbehandler gezählt. Im Jahre 1889 war ihre Zahl bereits auf 281, 1903 auf 1013 angewachsen, so daß bei einem Wachstum der Bevölkerung um nur 60 Proz. sich das Heer der Kurpfuscherei um beinahe 1600 Proz. vermehrt hatte. Nicht besser gestalteten sich die Verhältnisse in den Provinzen. In Preußen zählte man im Jahre 1898 bereits 2404 nicht approbierte Krankenbehandler, deren Zahl bis 1905 auf 6134 stieg; in Bayern wurde 1894 das Heilgewerbe von 1168 Personen ohne abgeschlossene ärztliche Bildung ausgeübt. Dabei ist auch die Allgemeinbildung der Kurpfuscherei im Durchschnitt sehr niedrig. Die Begründung des Geseßentwurfes führt aus, daß in Preußen mehr als drei Viertel aller Kurpfuscherei keine weiteren Unterricht als den der Volksschule genossen haben, und eine sich auf 1735 männliche Kurpfuscherei erstreckende Statistik von Dr. Dietrich weist nach, daß von ihnen 258 kleine Landwirte und Häusler, 587 Handwerker (darunter 206 Barbier und Heilgeschilfen), 300 Handels- und Gewerbetreibende, 76 Arbeiter, 218 Beamte und beamtete Personen (davon 85 Geistliche und 99 Lehrer) waren, während von 669 weiblichen Kurpfuschereien 49 Hebammen, 14 Masseurinnen, 15 Pflegerinnen, 20 ohne besonderen Beruf und der Rest Arbeits- und Handwerkerfrauen und dergleichen waren.

Vorausichtlich wird man die Kurpfuscherei ebenso wie andere Erscheinungen des Aberglaubens, zu denen sie nach ihrem inneren Wesen gehört, niemals vollständig ausrotten können. Sie ist ein uraltes Erbübel der Menschheit, das sich auf dem von vielen in seiner Trübseligkeit nicht begriffenen Denkschleier aufbaut, Nichtsachleute mühen (und zwar in großer Zahl) durch die Vorurteilslosigkeit ihres ungeschulten Denkens oder durch höhere Eingebung oder Ererbung von sonst verloren gegangenen Rezepten hinter das Geheimnis von Medikamenten und Behandlungsmethoden gekommen sein, die der Verzeleland als nicht von ihm ausgegangen in hochmütiger Selbstüberhebung ablehne, oder um die Kranken nicht zu schnell gesund zu machen, böswillig totzuschweigen bemüht sei. Daß die medizinische Forschung unausgesehen jeden neu auftauchenden Stoff auf die in ihm etwa verborgenen Heilkräfte prüft, daß immer wieder Medizinaldrogen, an die man seit Jahrhunderten geglaubt hat, aus dem Medikamentenschatz der Apotheken hinausfliegen, daß mit hochfliegenden Hoffnungen von chemischen Fabriken in die Öffentlichkeit gebrachte Präparate oft schon nach kurzer Frist in Vergessenheit geraten, nachdem man ihre Bedeutungslosigkeit erkannt, und daß vor allem jeder Arzt mit aufrichtiger Freude schon in seinem eigenen Interesse jedes Medikament begrüßt, das ihn insstand setzt, eine bis dahin schwer oder gar nicht heilbare Krankheit auszurotten, wird dabei meistens gänzlich übersehen. Der richtige Kurpfuscherei und Geheimmittelschwindler aber, wie ihn die jüngere Vergangenheit gezüchtet hat, in der alles im Großbetriebe gemacht wird, stellt sich im vollen Lichte der Öffentlichkeit auf den Markt hin, um mit prahlerischen, gedruckten Annoncen zu verkünden, daß seine Kunst die Künste aller Ärzte übersteige, und hat damit den Erfolg, daß man allen Ernstes an ihn glaubt. Die Klage, die schon der ältere Plinius an einer Stelle seiner Historia naturalis mit den Worten erhebt: „So tritt denn wahrhaftig allein bei der Heilkunde der Fall ein, daß jedem, der sich für einen Arzt ausgibt, geglaubt wird, obwohl noch keine andere Lüge größere Schäden nach sich zieht,“ klingt, als ob sie nicht für eine Zeit vor mehr als 1800 Jahren, sondern für die lebendige Gegenwart geschrieben sei.

Der kleine Kurpfuscherei, wie er auf dem Lande, besonders aber in den Gebirgsgegenden, sein Wesen treibt, ist in vielen Fällen ein armlütiger Schläder, dem das Kurieren und der Verkauf selbstbereiteter Geheimmittel anfänglich nur zum Nebenerwerb dient, ohne den seine Existenz vielleicht kaum haltbar wäre; bis er an der Sache Geschmack findet, wie der Bettler am Betteln und die Entdeckung macht, daß das Kurpfuscherei seinen Mann bequemer ernährt als ehrliche Arbeit. Häufig ist aber die Kurpfuscherei in vielen Familien auch eine Art Erbsünde. Die Rezepte zu uralten Kräutermitzuren und Salben und allen jenen ungläublichen Dingen, die man bei sich tragen muß, um vor drohender Krankheit bewahrt oder von bereits angebrochener geheilt zu werden, geben vom Großvater auf den Vater, vom Vater auf Sohn und Enkel über, wie jeder andere Vermögensbestandteil, und mit ihnen selbstverständlich auch der ganze übrige Holuspotus, der auf Leichtgläubige nie seine Wirkung verfehlt.

Aus mehrfachen Gründen hüllt der Kurpfuscherei die Einzelheiten seines Tuns und Treibens in die undurchsichtigen Schleier eines gut verwachten Geheimnisses. Seine zurückgezogene, stille Lebensweise, in der er sich suchen läßt, statt sich aufzudrängen, entspringt in erster Linie der Furcht vor schnüffelnden Kreis- und Bezirksärzten, die den Staatsanwalt und die Gerichte gegen ihn mobilisieren könnten, vielleicht aber eben so sehr auch dem diplomatisch klugen Bestreben, dem Publikum — um mit Goethes Faust zu reden — als ein uneigennütziger „Ehrenmann“ zu erscheinen, der über

Die Natur und ihre heiligen Kreise in Redlichkeit, jedoch auf seine Weise mit grüßlicher Mühe sann". Zu alledem weiß er genau, daß der ihn umgebende Nimbus nur solange vorhält, als das Publikum nicht weiß, was in seinen Mitteln enthalten ist. In den Kreisen der ländlichen Bevölkerung wird leider ja auch heute noch immer eine Flasche Medizin am höchsten gewertet, wenn es sich um mindestens einen halben Liter schon gefärbter Flüssigkeit von durchdringendem Geschmack handelt, ebenso wie eine Salbe als um so heilkräftiger angesehen wird, je aromatischer und penetranter sie riecht. Solchen Wünschen kommt der ländliche Kurpfuscher natürlich bereitwillig entgegen.

Bei jenen ziemlich seltenen Kurpfuschern, die selber an ihr Können glauben, findet man zuweilen noch recht komplizierte Mittel, die auf der Spekulation aufgebaut sind, daß, wenn man zwanzig verschiedene Stoffe zusammenschüttet, einer oder der andere gegen die Krankheit wirksam sein müsse. Sie sind zwar heute nicht mehr so blutrießend, wie jener höllische Brei, den die drei Sagen im Anfang des vierten Aktes von Shakespeares Macbeth in dunkler Höhle zurechtlochen. Sie enthalten aber immer noch die verschiedensten, längst als nutzlos erkannten Dinge. Die meisten Kurpfuscher und Geheimmittelschwindler verschmähen jedoch solche teuren Kompositionen, weil sich an ihnen nicht genug verdienen läßt, und arbeiten mit so wenigen Substanzen, daß man darüber lachen müßte, wenn das Spiel mit dem menschlichen Leben nicht allzu traurig wäre. Sanitätsrat Dr. Fossel, der volkstündige Verfasser eines Werkes über "Volksmedizin und medizinischen Aberglauben", berichtet von einem obersteirischen Kurpfuscher, daß er jedem ihn konsultierenden Patienten drei Krankheiten an den Leib diagnostizierte, für die er im wesentlichen nur zwei Medikamente, nämlich einen Kräutertee und ein Del in Bereitschaft hatte, das er als "lichtes" oder "trübes", als "rotes" oder "goldenes" Del verapfte.

Leider darf man nicht verschweigen, daß das Publikum, selbst in seinen "höchsten" Vertretern, viel dazu beiträgt, das Kurpfuschertum zu stützen. Es sind aus Deutschland und Oesterreich nicht wenig Fälle bekannt, daß Apotheker in nicht mißzubestehender Form angewiesen wurden, die Rezepte von Kurpfuschern nicht zu beanstanden, weil zufällig einmal irgendein "hoher" Herr oder Dame auch unter der Behandlung des Puschers gesund geworden war.

Dr. C. R. Kreuzhner.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Epikurs Philosophie der Lebensfreude. Herausgegeben von Dr. H. Schmidt. (Kroners Taschenausgabe. Preis 1.— M.)

Das Bestreben, die Lehren der Vergangenheit dem Verständnis und den Bedürfnissen der Gegenwart näher zu bringen, ist gewiß sehr verlockend. Man braucht dem Dichterwort vom „alten Wahren, das schon längst gefunden war“ nicht beizupflichten, um doch anzuerkennen, daß in der Vergangenheit manche geistige Schätze vorhanden sind, die zum eijernen Bestand jeder wahren Kultur gehören. Beim Heben dieser Schätze muß man sich jedoch von dem Grundsatz leiten lassen, daß wir desto richtiger erkennen, was diese oder jene Lehre für uns sein kann, je besser wir wissen, was sie für ihre Zeit gewesen ist. Die konsequente Durchführung dieses Grundsatzes läßt die vorliegende kurze Zusammenstellung der epikuräischen Lehre, wie sie uns Dr. H. Schmidt im formvollendeten Vortrage gibt, leider durchaus vermischen. Im Gegenteil: der Verfasser, als Monist Hädelscher Observanz, der in der Herrschaft des theologischen Geistes alles Uebels tiefste Wurzel sieht, sucht aus der Ethik Epikurs vor allem eine „monistische“ Lebenslehre herauszubestimmeln. Ein Beginnen, das zu vielen Schiefheiten in historischer Hinsicht führt, was um so mehr zu beklagen ist, als der Verfasser gleich in der Einleitung zeigt, daß er für das Verständnis der geschichtlichen Zusammenhänge keineswegs unzugänglich ist. Sehr richtig bemerkt er, daß epikuräische Ethik ein Produkt der Auflösung des griechischen staatlichen Lebens war. Und doch vergißt er selbstamerweise jene historische Tatsache der näheren Würdigung zu unterziehen, daß Epikuräismus zur Zeit des römischen Kaiserthums eine Ideologie der römischen Geldbourgeoisie wurde, jener Bourgeoisie, die der sozialen und politischen Tätigkeit gänzlich entsagte und nur den privaten Interessen und Genüssen nachjagte. Er vergißt weiter, daß eben dieser Umstand und nicht etwa der rein ideologische Gegensatz zwischen lebensbejahendem Materialismus und idealistischer Lebensverachtung dazu geführt hat, daß das Christentum, als Ideologie des römischen Proletariats, in den schärfsten Gegensatz zum Epikuräismus geriet und ihn mit glühendem Haß bekämpfte. Wenn später dieser ursprüngliche Gegensatz von den kirchlichen Machthabern dazu benutzt wurde, die aufsteigende Naturerkenntnis als unsittlich zu verzeichnen, jede materialistische Philosophie zu verdammen, den Epikur selbst mit unsäglichsten Beschimpfungen nachträglich zu überhäufen, so darf dieser Umstand uns doch keineswegs über die Tatsache hinwegtäuschen, daß Epikuräismus ursprünglich eine den Bedürfnissen der Besitzenden angepaßte Welt-

und Lebensanschauung gewesen war. Sein Individualismus, seine Ablehnung von jedem Kampf um öffentliche Interessen bezeugen dies auf das Klarste. Das will andererseits keineswegs besagen, daß diese Lehre in allen ihren Teilen keinen dauernden Wert besitzt, denn diese Behauptung wäre ebenso unhistorisch gewesen. Schon die Tatsache, daß die Naturphilosophie der Renaissance vielfach an den Epikuräismus anknüpft, bezeugt, daß in der Popularisierung der Demokritischen Atomistik die starke Seite von Epikurs Lehre liegt. Diejen Umstond ist ja hervorzuhoben, die Heuchelei der christlichen Kirche in der Betämpfung des Materialismus gebührend zu brandmarken, kann auch heute eine nützliche aufklärende Arbeit sein. Ueber den naiven Individualismus der epikuräischen Ethik jedoch sind auch die bürgerlichen Klassen von heute schon hinaus.

Sieht man von der mißglückten Tendenz der Schmidtschen Schrift ab, so kann das Büchlein, das in gedrängter Kürze alle Seiten der epikuräischen Lehre zur leichtfaßlichen Darstellung bringt, eine anregende Lektüre sein. Nur muß sie mit einem gebührenden Körnchen Salz genossen werden.

V. Th.

Gesundheitspflege.

Ueber die Wirkung der Hitze als Heilmittel veröffentlicht die Zeitschrift für physikalische und diätetische Therapie sehr interessante Beobachtungen. Die Anwendung der Hitze spielt in der modernen Heilkunde eine nicht untergeordnete Rolle. Auch da, wo sie nicht unmittelbar appliziert wird, ist doch gerade auf sie die Heilwirkung zurückzuführen, so bei den mit einer undurchlässigen Schicht von Pergament- oder Guttaperchapapier bedeckten Dunstumschlägen und den Priegnisverbänden, die gern bei Erstfaltungen benutzt werden. Eine direkte Hitzewirkung haben wir bei der Applikation von heißem Wasser, warmen Breiumschlägen, Wädern in heißem Sand oder Schlamm, der Heißluftbehandlung und schließlich bei dem elektrischen Lichtbad. Es darf als feststehend gelten, daß durch die Hitze nicht nur die Haut, sondern auch die darunter liegenden Partien in ziemlich beträchtlicher Tiefe erwärmt werden, doch beträgt diese Erwärmung im Höchstfalle nicht viel mehr als 3 Grad Celsius. Die einwirkende Hitze darf nicht viel höher sein, als die normale Temperatur der Gewebe, da sie sonst durch chemische Veränderungen der Zellensubstanz, deren Lebensfunktion auf eine bestimmte Temperatur eingestellt ist, krankhafte Erscheinungen auslösen kann. Die unmittelbare Folge der Hitzeeinwirkung ist eine Steigerung der Blut- und Lymphzirkulation des betreffenden Körpergebietes; diese ist eine Schutzvorrichtung des Körpers gegen Uebererwärmung, da die stets neu zuströmenden Blut- und Lymphmengen, die noch nicht erwärmt sind, einen Kühlstrom für die erhitzten Gewebe darstellen. Die auffälligste Erscheinung bei örtlicher Einwirkung ist der erhöhte Zustrom von Blut in die Gefäße der Haut, die hierdurch mehr oder minder rot erscheint. Je höher die einwirkende Temperatur ist, um so schneller kommt diese Blutüberfüllung, diese Hyperämie zustande, und um so eher erreicht sie ihre Höchstgrenze, geht aber wiederum auch um so rascher zurück; das gleiche findet in den tieferen Gewebsschichten statt. Die alte Ansicht, daß die Ausdehnung der oberflächlichen Blutgefäße mit einer Zusammenziehung der tieferen einhergehe, ist heute nicht mehr haltbar. Nach einigen Stunden ist das Maximum, die Höchstgrenze erreicht und geht wieder zurück. Die Heilwirkung der Hitze besteht darin, daß sie entzündliche Herde auflöst; der vermehrte Zufluß von Lymphe wirkt bei Entzündungen auf die Entzündungserreger, die Bakterien, direkt schädigend. Interessant ist, daß trotz der starken Lymphzirkulation die Bakterien nicht in das umliegende Gewebe verschleppt werden. So heilsam mäßige Wärme ist, so gefährlich kann die Anwendung übergroßer Hitze werden. Sie verstärkt nicht etwa die Heilwirkung, sondern verwandelt sie in ihr striktes Gegenteil und stellt eine bedenkliche Schädigung der betroffenen Zellenkomplexe dar.

Astronomisches.

Der Vollmond als Wolkenschieber. Der Glaube daran, daß der Mond, namentlich wenn er voll am Himmel steht, die Wolken zu verschleichen imstande sei, hat einen ehrwürdigen Taufpaten in dem berühmten Astronomen John Herschel. Trotzdem haben die Meteorologen ihn schließlich als Aberglauben bezeichnet und bekämpft. Ein Astronom an der Sternwarte in Greenwich, Professor Ellis, hat sich jetzt aber nochmals die Mühe genommen, gegen jenen Aberglauben zu Felde zu ziehen. Er vergleicht ihn mit dem ähnlich weit verbreiteten Vertrauen auf die Möglichkeit einer künstlichen Regenerzeugung. Die Beobachtungen in Greenwich haben gezeigt, daß überhaupt die Bewölkung am Vormittag am stärksten, in den Abendstunden am geringsten ist. Eine Aufklärung des Abendhimmels tritt bei Vollmond nicht häufiger ein als sonst, sondern wird durch den Mond nur auffälliger. Das Verschwinden der Wolken am Abend wird vielmehr dadurch erklärt, daß die Wolken durch Ausstrahlung in den Raum mehr Wärme verlieren, als sie von der Erde her empfangen, und daß die Wasserbläschen dadurch verdunsten. Die Möglichkeit einer Wirkung des Mondes auf die Wolken wird auf das Bestimmteste abgestritten. Uebrigens hat vor etwa drei Jahren auch ein deutscher Meteorologe, Weigner, eine Untersuchung mit gleichem Ergebnis ausgeführt, indem er die Bewölkung im Verlauf von 80 Mondumläufen verfolgte.